

(Nachdruck verboten.)

## 22) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

Das Herz tat Volter weh, wenn er bei der Visite die ratlosen Gesichter der Ärzte und seinen Freund, kaum wiederzuerkennen, im Bett liegen sah.

„Wollen wir doch einmal den Chefarzt zu Rate ziehen!“ flüsterte Stabsarzt Renner seinem Assistenten zu. „Er wird doch jetzt da sein?“

„Gewiß, Herr Stabsarzt. Soll ich nach ihm schicken?“

„Sergeant Jacoby, gehen Sie sofort zum Chefarzt ins Bureau und sagen Sie ihm, ich ließe Herrn Oberstabsarzt bitten, sich auf einen Augenblick herzubemühen.“

„Zu Befehl, Herr Stabsarzt!“ antwortete Sergeant Jacoby mit gedämpfter Stimme und begab sich eiligst hinaus.

„Na, nun sagen Sie uns doch einmal recht ausführlich, Weiner, wie es mit Ihnen steht. Wie Sie sich fühlen. Wo haben Sie Schmerzen?“

Gequält, mit müder Stimme, der man die Resignation anhörte, antwortete er: „Ich fühle nichts wie Mattigkeit und Schwäche. Jede Bewegung wird mir schwer.“

„Na, es wird schon besser werden. Nur nicht gleich den Mut verloren!“

Weiner verzog seine Lippen zu einem bitteren Lächeln. Er dachte in diesem Augenblick an die erste Untersuchung.

Lang unterhielt sich flüsternd der Stabsarzt mit dem erschienenen Chefarzt, den er beiseite genommen hatte. Bedeutendsvoll warf er ab und zu Oberstabsarzt Frenzel einen prüfenden Blick auf Weiner.

Interessiert trat er näher.

„Na, mein Freund, was machen wir denn da für Dummheiten? Willst denn nicht besser werden? Zeigen Sie doch mal Ihre Zunge. — So — und wie ist der Stuhlgang?“

„Sehr schwer.“

„Wollen wir doch einmal!“ — fing er laut den Satz an, und flüsterte ihn fortsetzend dem Stabsarzt zu.

„Zu Befehl, Herr Oberstabsarzt!“

„Weiter ist dann nichts zu machen. — Ja. — Ich hab's eilig! Will nun weiter sehen.“

An der Tür machte ihm der Stabsarzt eine tiefe militärische Verbeugung.

„Ja — also — hier wird Krankenvache eingerichtet! Sergeant Jacoby, ordnen Sie das Weitere an. — Dann wird der Kranke täglich dreimal gemessen. Der Stuhl wird aufbewahrt — ebenso der Auswurf.“

„Haben Sie sonst noch auf etwas Appetit, Weiner? Wollen Sie gern Sekt trinken? Ja? Schreiben Sie auf, Sergeant, täglich eine halbe Flasche Sekt. — So — nun wollen wir weiter gehen.“

„Du, Volter! Wo willst Du denn hin?“ rief ihn Bornemann auf der Lazarettreppe nach.

„Auf Station,“ antwortete Volter.

„Zum Weiner?“

„Ja!“

„Komm mal her! Sag mal, Du warst doch schon bei Polowsky auf Wache?“

„Bei dem Geisteskranken?“

„Ja. — Was hältst Du von dem? Glaubst Du, daß er wirklich verriäht ist?“

„Ich weiß nicht. Jedenfalls muß er doch krank sein, sonst wäre er doch nicht hier!“

„Mensch — ich glaube — der ist so gesund wie wir.“

„Woraus schließt Du das?“

„Ich merke das aus seinem Benehmen. Zu mir scheint er gutes Vertrauen zu haben. Ich habe mich ganz gut mit ihm unterhalten können. Wie denn der Arzt Visite machte, war er wie ungewandelt und markierte den Verriähten. — Dann hat er auch Priem von mir genommen.“

„Laß Dich nur nicht dabei erwischen, wenn Du ihm Kautabak gibst.“

„I wol — Weißt Du, wenn der auch nicht krank ist, tut er mir doch leid. Der muß schon viel durchgemacht haben.“

„Das glaube ich auch. Wie er im Festungsgefängnis war, habe ich ihn einmal gesehen, als ich dort auf Posten stand.“

„Sag aber niemand weiter, Volter, was ich Dir anvertraute. Du weißt doch, wie die andern alles gleich weiterquatschen.“

„Da kannst Du ganz ohne Sorge sein. Mir tut der arme Kerl auch leid. — Morgen komme ich wieder zu ihm auf Wache, da werde ich mal versuchen, mehr von ihm zu erfahren.“

„Aber Mensch, weshalb setzt Du Dich denn den ganzen Sonntag ins Lazarett? Geh doch ein bißchen mit in die Stadt. — Mußt Du denn immer bei Weiner sitzen? Dich sieht man kaum lachen! — Das hilft ihm auch nicht.“

„Laß mir das, Bornemann. Mir ist das Pslicht. Du weißt, er ist mein Freund.“

„Er wird's nicht mehr lange bleiben. Weißt Du, was ihm fehlt?“

„Ja. Ich habe nachgesehen, was die Nummer bedeutet, die der Arzt als Diagnose hat an die Tafel schreiben lassen. — Miliartuberkulose soll es sein.“

„Na, und da ist er verloren. Das ist Unterleibschwind-sucht, da gibt es kein Mittel dagegen.“

„Wer weiß, ob ihm das auch wirklich fehlt! Ich hoffe noch immer, er wird wieder gesund. Es wäre doch zu schrecklich! Denk doch, Bornemann, der arme Mensch hat nichts wie Pech gehabt in seinem Leben — kam zum Militär — und soll nun hier sterben! Wie hatte er sich schon auf seine Freiheit gefreut.“

„Ja, was hilft das alles? Dagegen läßt — —“

„Ich weiß, Bornemann. Ich will wenigstens versuchen, ihm die Stunden, die er noch zu leben hat, ein wenig leicht zu machen. Du wunderst Dich darüber? Laß Dir sagen, daß mir kein Mensch so wert war, außer meiner Braut, als Weiner. Er steht mir sehr nahe — nun kann ich ihn nicht allein, hilflos liegen lassen.“

„Ist das Deine Braut, die immer Sonntags ins Lazarett kommt?“

„Ja. Aber rede nicht davon. Es ist nicht nötig, daß alle davon wissen.“

„Keine Silbe! — Aber ich dachte — ich wäre gern einmal mit Dir ausgegangen.“

„Später vielleicht! — Aber jetzt laß mich gehen. — Amüsiere Dich nur gut.“

„Auf Wiedersehen!“

Leicht schlummernd lag Weiner auf seinem Lager, als Volter das Zimmer betrat.

Sonapp war auf Krankenvache kommandiert

„Sonapp,“ flüsterte Volter, „ich verrete Dich hier. Du kannst ausgehen.“

„Ja, geht denn das?“

„Wenn revidiert wird, werde ich so tun, als ob ich dazu kommandiert wäre. Heute abend vor neun Uhr löst Du mich dann wieder ab.“

„Macht Dir denn das Wachen so viel Vergnügen?“ fragte Sonapp belustigt.

„Frag nicht erst lange und geh!“

„Mensch, ich bin ja froh, wenn ich diese ekelhafte Wache nicht zu kloppen brauche. Keinen größeren Gefallen konntest Du mir tun! — Also, es ist gut, ich bin pünktlich vor neun Uhr wieder da.“

Herzlich zufrieden, unerwartet noch einen freien Sonntag zu haben, machte sich Sonapp aus dem Staube.

In den acht Wochen, die Weiner nun schon krank im Lazarett zugebracht hatte, war er fast bis zum Skelett abgemagert.

Schweigend betrachtete Volter das hohle, blasse Gesicht seines Freundes. Ein eisiges Frösteln schüttelte ihn, wenn er der Zeit gedachte, wo Weiner gesund, mit froher Zuberficht von der Zukunft sprach. Wie hatte er sich darauf gefreut! — Und nun lag er todgeweiht im Lazarett. — Wie verwüstet waren seine Züge! Die Lippen halb geöffnet, trocken, schorrig. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Ganz

abgekehrt der Hals, das Gesicht leidend verzerrt. Die dünnen Hände lagen wie leblos auf der Decke.

Die Winternachmittagssonne schien voll ins Zimmer herein. Die anderen Kranken, die das Zimmer noch barg, schliefen auch unruhig den leichten Schummer der Fiebernden. Das gleichmäßige, keuchende Atemgeräusch der Liegenden schlug an Volters Ohr, der nur Augen für seinen Freund hatte.

Der aufreibende Krankendienst hatte auch an Volter Spuren hinterlassen. Sein sonst so gesund aussehendes Gesicht war abgehärtet, und um die Augen zeichneten sich leichtgraue Ringe ab.

Weiner hatte sich bewegt.

Erwartungsvoll blickte Volter zu ihm hin. Langsam schlug Weiner die Augen auf. Wie er seinen Freund an seinem Bett sitzen sah, huschte ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht. — Voll tiefer Rührung ergriff Volter seine heiße Hand. Stumm blickten sie sich lange in die Augen. Volter brachte kein Wort des Trostes über die Lippen. Sein ganzes Empfinden legte er in den Händedruck. Gedankenlos überließ ihm Weiner die schwache Hand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus der Geschichte unseres Hausgeflügels.

2)

Von C. Schenking.

Als Gegengeschenk aus der neuen Welt empfing Europa den Truthahn oder den Puter (*Melagris gallopavo*). Der erste Schriftsteller, der seiner gedenkt, ist Oviedo. In Spanien", schreibt er, "gibt es große und sehr schmackhafte Pfauen, von denen viele nach den Inseln und in die Provinz Castilia del Oro geschafft worden sind und daselbst in den Häusern der Christen ernährt werden. Die Hennen sehen schlecht aus. Die Hähne aber sind schön, schlagen auch oft ein Rad, obgleich sie keinen so großen Schweiß haben wie die Pfauen in Spanien. Das Fleisch dieser "Pfauen" bezeichnet der spanische Schriftsteller als wohl-schmeckend und entschieden besser und zarter als das des spanischen Vogels. Gyllius gedenkt des Puters als Hausvogel der Europäer. Nach Deutschland kam er etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts. England besaß ihn etwas früher und Frankreich etwas später als Deutschland. Für die deutsche Tafel blieb der Puter aber lange Jahre hindurch ein Luxusgericht. Im Jahre 1557 bestimmte in Venedig ein Erlaß, auf welcher Tafel und bei welcher Gelegenheit "indianische Gühner" verschmaust werden durften. Gegenwärtig ist der Puter wohl überall verbreitet. Am häufigsten wird er in Spanien gezüchtet und zwar in jenen Gehöften, die weit entfernt einer größeren Ansiedelung inmitten des dünnen Campo liegen. Bei uns wird diese Gühnerart verhältnismäßig noch selten gehalten, obgleich ihre Zucht, im großen Betriebe, wohl lohnen würde, und zwar um so mehr, als die Hennen vortreffliche Brüter sind und eine unbedingliche Neigung für dieses Geschäft besitzen. Ihrer mütterlichen Fürsorge halber läßt man sie auch Eier von Pfauen, Perlhühnern und Fasanen ausbrüten; sie füttern, wärmen, säugen und verteidigen die Küken mustergültig.

In den letzten Jahrzehnten ist Truthuhn in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland auch zu Jagdzwecken ausgefetzt worden, und es scheint, als ob die Einbürgerung dieses wertvollen Federwildes überall da, wo die natürlichen Vorbedingungen für sein Gedeihen gegeben sind, vollständig gelingen wollte. Es ist jetzt in Pommern und Ostpreußen, aber auch im Hannöberischen und Altensargischen verbreitet. Der kanadische Bronzeputer ist größer als der mexikanische, hat einen kleineren Kopf mit vorstehendem Schnabel und einen auffallend dünnen Hals. Die Gestalt ist schlank, der Stoß lang, die Flüsse hoch; der Gang ist elastisch und der Blick sichernd. Das Gefieder an Hals und Ober Rücken schillert in kaum zu beschreibendem Bronzeglanz. Während beim mexikanischen Puter der Saum von Stoß, Deck- und Rückensehern weiß aussieht, hat sein kanadischer Vetter rosifarbig-braune Federanten. Recht charakteristisch und beiden Arten gemeinsam ist der isolierte Brustfederbüschel, der sich beim einjährigen Hahn zu zeigen beginnt und mit jedem Jahre verlängert, so daß er schließlich fast auf dem Boden schleppt; auch bei gellen (unfruchtbaren) Hennen tritt er ab und zu auf.

Der schlankte Vorderkörper des Kanadiers scheint sichtlich dazu geschaffen zu sein, Gebüsch und dichtes Steppengras zu durchzerteilen und man merkt, daß er, in der Wildnis aufgewachsen, sich den Drang nach Freiheit auch in langjähriger Sklaverei nicht rauben lassen wird. Bei dem Mexikaner dagegen verliert man nie das Gefühl, daß er von zahmem Truthuhn abstammt, welche Annahme auch nicht unbegründet ist. Denn als vor mehr denn 400 Jahren die Spanier das Land der Indra betraten, fanden sie überall den Truthahn gezähmt vor, und als sie das Land mit seinen blühenden Städten und reichen Hacienden durch Feuer und Verheerungen aller Art in eine Einöde verwandelt hatten, da war so mancher Stamm dieses Geflügels in die Bergwälder ge-

flüchtet, woselbst er mit der Zeit verwilderte. Ob nun alle in den Wäldern von Texas und Mexiko heute noch wild lebenden Truthühner von jenen zahmen Putern abstammen oder ob solche von Urzeiten her dort wild lebten, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls kennzeichnet sich diese Art durch weiße Federfüume und den sich nie ganz verlierenden Gang zur Zähmung.

Das Truthuhn ist heimisch im ganzen Westen der Vereinigten Staaten, von Kanada im Norden bis nach Mexiko im Süden. Hier lebte es früher in großen Scharen; jetzt ist sein Verbreitungsbezirk mehr zurückgedrängt in die Dickichte und Wälder am Mississippi, Ohio und anderen Strömen. Noch in den dreißiger Jahren schossen deutsche Ansiedler in Pennsylvania täglich Truthühner in unmittelbarer Nähe ihrer Farmen. Sie bildeten das häufigste Wild und wurden hundertweise zu Markte gebracht. Seitdem ist der Truthuhn infolge der vielfachen Verfolgung so scheu geworden, daß seine Jagd die mühsamste und schändlichste ist. Der Vraton des wilden und zahmen Puters (Turke) bildet für den Amerikaner das Nationalgericht und wird in jeder Familie der Vereinigten Staaten, sobald er irgend nur angeschafft werden kann, am Tage der Unabhängigkeitserklärung die Festpreiße.

Das bei uns ebenfalls auf dem Gühnerhofe gehaltene Perlhuhn stammt, wie sein Gattungsnamen Numida erkennen läßt, aus Nordafrika, dem Numidien der Alten. Die Sage, daß die Schwwestern des Meleager den Tod ihres von Apollo erschossenen Bruders betauernd, in Vögel verwandelt wurden, deren Gefieder die Tränen noch erkennen läßt, ist in dem Speziesznamen melagris bereivigt. Trotz der Nähe seiner Heimat blieb das Perlhuhn im alten Rom ein Luxusvogel. Mit dem Fall des römischen Reiches ging die Kunde von ihm verloren, und erst die portugiesischen Seefahrer, die dem Weg ums Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckten, brachten es wieder nach Europa. Nach den Aufzeichnungen des Cytus von Milet, eines Schülers des Aristoteles, wurden Perlhühner auf der Insel Leross (an der kleinasiatischen Küste) zu Ehren der Artemis, der hier ein Tempel errichtet war, gehalten. Wie sie dahin gekommen und aus welchem Grunde sie der jungfräulichen Göttin geweiht waren, erfahren wir von dem Gewährsmann nicht. Die mythische Phantastie erblickt in diesen Vögeln, die mutiger und streitsüchtiger als der indische Haushahn sind, wohl die kriegerischen Amazonen, die im Dienste der spröden Artemis standen; sie waren ihre Genossinnen gewesen und die Verier, welche die jugendliche Göttin verehrten, enthielten sich aus diesem Grunde des Genusses des Fleisches dieser Vögel. Kein Raubtier, behauptet die fromme Sage, wage es, die lertischen heiligen Gühner anzugreifen.

In der Wildnis lebt das Perlhuhn in großen Flügen, die unter Umständen aus 8—10 Familien zusammengesetzt sein können. Die Familien halten eng zusammen, und auch die Gesperr (die Jungen) bleiben stets im innigsten Verbands. Wird eine Familie, ein Volk oder Gesperr irgendwie aufgeschreckt, so löst es sich auf, indem jeder einzelne Vogel seinen eigenen Weg nimmt. Alles rennt, läuft und flüchtet, fliegt und flattert so eilig wie möglich einem Versteck zu, um erst nach einiger Ruhe auf die schwer zu beschreibenden, aber wohlbelannten Trompetentöne der Hähne wieder zusammenzukommen. Obwohl das Perlhuhn niemals vollständig zahm wird, lassen sich die Vögel doch so weit gewöhnen, daß sie den Hof nicht verlassen. Angenehme Bewohner des Geflügelhofes sind sie freilich nicht, da sie mit dem anderen Geflügel beständig im Zank liegen und zuweilen so bössartig werden, daß sie selbst Kinder angreifen.

Zu dem Luxusgeflügel, das als Ergebnis einer mehr oder weniger vollkommenen Zähmung gehalten wird, gehören auch Fasan und Fasan. Der Fasan (*Phasianus colchicus*) hat seine Heimat im Gebiete des Schwarzen Meeres und des Kaukasus, wo er — daher sein Name — an dem Flusse Phasis am häufigsten auftritt. Von hier aus dehnte er sein Verbreitungsgebiet ostwärts bis zum Kaspien aus, aber auch westwärts drang er vor und ist heute in ganz Europa zu finden. Schon sehr früh gelangte er nach der Sage von Robbis, dem hettigen Mingrelien, durch die abenteuerlustigen Argonauten nach Griechenland, von hier nach Rom, von wo aus er sich (zunächst als Parkvogel) über das gesamte Europa verbreitet, in den kälteren Ländern gezüchtet wird, in den milderen aber wild lebt, so in Oesterreich und Ungarn, namentlich aber in Wöhnen, welcher Umstand ihm auch den Namen "Wöhmischer Fasan" eingebracht hat. Was wir über sein Leben wissen, ist namentlich in Europa beobachtet worden. Als häufige Erscheinung in den römischen Avarien (Vogelhäusern) fehlte natürlich der Phasianus auch auf den Gastafeln nicht. Kaiser Diokletian setzte den Marktpreis für gemästete wie wilde Fasane fest und Kaiser Vitellius, ein Fresser, der täglich 4000 Austern verschlang, soll an einem Fasaneinnochen erstickt sein. Auch Karl der Große ordnete die Fasanzucht auf seinen Domänen an, und so hat sich der schöne, silber vornehme Fasel seit langem gesuchte Vogel bis heute erhalten. Durch Aufzucht solcher Vögel in Fasanerien ist der Fasan zu einem fast ebenso häufigen Federwild geworden, wie das Rebhuhn, und zum Weihnachtsfest werden Laufende von diesen Vögeln verzehret. Verschnaidet man dem Vogel die Flügel, so kann man ihn mit den Gühnern und deren Futter halten. Die vornehmeren und zarteren Vekttern des gemeinen Fasane, die man nicht selten in Schloßparks und zoologischen Gärten zu bewundern Gelegenheit hat, wurden gelegentlich der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien von ihrem Vaterlande China her bekant.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

# Das Museum für Meereskunde.

## I.

Das Museum für Meereskunde ist in dem früheren Chemiegebäude, Georgenstr. 34/36, untergebracht und verdient trotz der Ungunst der einmal gegebenen Innenräume die für Berliner Verhältnisse seltene Bezeichnung einer vortrefflich und populär geleiteten Schausammlung. Man sieht allenthalben die Liebe, mit der die Fachmänner dieses Instituts unmittelbar für die Praxis tätig sind. Der Arbeiter, der diese Säle mit Frau und Kindern durchstreift, wird nicht, wie in anderen Museen, das niederdrückende Gefühl haben, vor einer unfaßbaren Fülle unerklärter Objekte zu stehen, deren Zusammenhang mit dem täglichen Dasein erst durch ein mühsames Gelehrtenstudium eröffnet wird. Er wird vielmehr spielend eingeführt in die uns Binnenländischen fast gänzlich fremden, rauhen und doch so bunten farbigen Lebensbedingungen der an der Wasserfront sitzenden Arbeiterbevölkerung. Es ist nicht zu viel gesagt, daß ein Besuch des Meereskunde-Museums eine bessere Orientierung gewährt, als ein mehrtägiger Aufenthalt in einer unserer Hafenstädte. Die Sammlung ist geöffnet Sonntags von 12—4 Uhr; Montags, Mittwochs und Sonnabends von 10—3 Uhr; Dienstags zur gleichen Zeit speziell für Schulen und Vereine. Es sei auch noch auf die populären Vorträge hingewiesen, die jetzt wieder im Hörsaal beginnen: abends 8 Uhr, in der Regel Dienstags und Freitags. Karten (zu 25 Pf. inkl. Garderobe) sollten wegen des großen Andrangs zeitig besorgt werden. Ausführliche Programme in beliebiger Anzahl kostenlos.

Nach dem Eintritt gelangt man links zunächst in die sogenannte Reichsmarineausstellung. Hierbei muß betont werden, daß das Institut durchaus keine Propagandafiliale von Krupp darstellt; aber man weiß ja, daß in königlichen preussischen Museen die Ehrenpläne ein für allemal „patriotischen“ Zwecken zu dienen haben. Daran ist nicht zu tippen; und wenn einmal 20 Gemälde über das Thema „Deutschlands Ruhmestage zur See“ gestiftet worden sind, so mag die Verwaltung zusehen, wie sie den ohnehin knappen Raum wieder einbringt. Der Ruhm „Deutschlands zur See“, über den es sich lohnte, Worte und Pinselstriche zu verlieren, schwimmt vorläufig noch immer auf den Wassern der Zukunft, und am besten bleibt er uns ganz geschenkt. Sonst wird am Ende das rote Haus an der Stadtbahn bis unter die Dachsparren mit zerlöcherter Panzertrophäen vollgebutert, und der „Rest“ der Sammlung wandert in den berühmten Schuppen nach Dahlem. — Man findet im gleichen Raum I auch noch eine Anzahl Modelle alter Kriegsfahrzeuge. Hierbei ist ersichtlich, daß früher der Unterschied zwischen Kriegs- und Handelsschiffen nicht so beträchtlich war wie jetzt. Jeder schnelle und gut armierte Segler war kriegstüchtig genug, um vor allem den Seeräubern zu entgehen oder ihnen mit einer gepfefferten Breitseite die Takelage zu rasieren. Man betrachte das Modell des Wikingerbootes vom Jahre 900. Auf solchen Rähnen etwa haben die Norweger schon 500 Jahre vor Kolumbus Amerika entdeckt; doch gerieten diese kühnen Fahrten wieder in Vergessenheit. — Die „Itlis-Gruppe“ an der einen Wand regt allerlei Gedanken an. Das alte Kanonenboot „Itlis“ strandete im chinesischen Laifun; die Jama meldet, daß die Besatzung mit dem bekannten dreimaligen Surrea in den Wogen verchwand; ein unartikulierter Angstruf will mich in solcher Gefahr menschlich natürlicher bedünken. Oder mangelt es uns wirklich an Legenden für die Schullesebücher? Der neue „Itlis“ ist, wie man sieht, mit dem Orden Pour le merite geziert; sein Kapitän durfte sich damit trösten, daß auch das chinesische Geschick, dem er sein Holzbein verdankte, einstmalig in Essen gegossen worden war. Krupp segnet die Völker.

Die Treppe hinunter zum Lichthof. An diesen entzückend gearbeiteten Modellen der neuesten Panzer gehe man nicht vorüber, sondern befehle sie recht aufmerksam. Welch Triumph der schaffenden Arbeitskräfte, so eine elegante schwimmende Festung mit Drehtürmen und tausend verborgenen Maschinereien, wo man sozusagen bloß auf den Knopf zu drücken braucht und die Geschichte wird lebendig und ein feuerpeinender Bewußt! Welch Triumph — und wieviel Millionen für kulturwidrige Eventualitäten ins Wasser geschmissen! Die vielstellige Zahl aus dem Budget vergißt sich leicht; sie ist ein hoher Klang. Aber hier sind diese kostspieligen Wesenheiten mit Händen zu greifen, und der Eindruck bleibt! — Der 30 Quadratmeter große Glaskasten in der Mitte enthält die Darstellung einer „Linien Schiffdivision im Hafen vor Anker“. Das Prachtstück ist eine Schemenwürdigkeit ersten Ranges. Folgendes sind die verschiedenen Bereitschaftszustände: Flaggenschiff „Kaiser Wilhelm d. Gr.“ ist „seeklar“. Seine Boote sind mit Striden besetzt, die Fallreep-treppen gehißt; die Leine, die das Schiff noch an der Boje hält, kann jeden Augenblick geschluppt werden; die Geschütze sind bezogen, die Mannschaft ist in Divisionen angetreten. Schiff „Kaiser Barbarossa“ ist „gefächelt“. Die Boote sind im Hafen zurückgelassen worden, und das Schiff liegt mit lahltem Deck scheinbar ohne Leben da; erst bei näherer Besichtigung erkennt man, daß einige Leute gedekt in Feuerschutz liegen, und sieht an den Fenstern des Kommandostandes hier und da einen menschlichen Kopf; an beiden Seiten sind die Geschütze in bestimmte Richtung eingestellt, man erwartet also den Feind auf Steuerbordseite

(rechts). Der Anblick dieses anscheinend toten Schiffes, das sich doch in gespanntester Aktion befindet, orientiert am besten über die Tatsache, daß heutzutage in der See Schlacht nur komplizierte Maschinen gegeneinander kämpfen. Auch dies ein Sieg der Maschine! Schiff „Elsah“ ist „hasenklar“. Es ist Mittagspause und ein friedlich belebtes Bild. Offiziere und Mannschaft amüsieren sich am Oberdeck, natürlich in respektvoller Trennung voneinander; die Boote liegen an der Backpfer, am Steuerbord-Fallreep liegt die Sig; der Kommandant steigt gerade die Treppe hinunter; mit dem großen Kran an Backbord wird die Dampfbarlaste ausgehakt; in die Ruderpinasse begeben sich über die Backpfer eiligt einige Leute, da der Bootsmannmaat der Wache soeben „Ruderpinasse klar!“ gepfiffen hat. Querab vom „Elsah“ liegt eine Kette von Booten veranfert; sie gehören zum Schiff „Wörth“, das gerade Kohlen nimmt; wie man sieht, eine niedliche Schmutzerei, vor der wenigstens die Boote bewahrt bleiben sollen; die Kohlen werden aus langs liegenden Prämen in den Schiffsrumpf übernommen. Die „Bekohlung“ ist der faulste Punkt in der ganzen marinierten Herrlichkeit. Nämlich so glatt und schön, wie hier vorgemacht, geht die Sache im Ernstfall nicht, besonders weit ab von der „Basis“ und auf hoher tanzender See; ja es ist da fast unmöglich. Und was bleibt übrig, wenn der Maschine die „Puste“ fehlt? Nichts, als so und so viel Doppelzentner altes Eisen! Ein Automobil ohne Benzin ist immer noch lebensfähiger als ein Kriegsschiff, dem sein Quantum Kohle ausgegangen ist.

Ein gedekter Gang führt nach rechts auf den Hof des Gebäudes. Von den hier aufgestellten Gegenständen in Originalgröße dürfte am meisten der „Brandtaucher“ interessieren, eines der ersten Unterseeboote, mit dem der Erfinder, der bayerische Unteroffizier Bauer, im Februar 1851 bei der Probefahrt im Kieler Hafen unterging. Nach fünfständigem Aufenthalt in der Tiefe rettete er sich mit seinen beiden Gefährten durch Öffnen des Luftenbeckels; die austretende Luft riß sie mit hoch. Das Boot wurde später beim Baggen durch Zufall wieder aufgefunden. Ein Blick in das Innere zeigt das einfache Antriebswerk des Propellers nebst dem dazugehörigen Tretrad.

Wir kehren nun in den Lichthof zurück und steigen auf der anderen Seite auf einer nachgebildeten Schiffstreppe in das schmale Kellergeschoss hinab. Hier finden wir die naturgetreue Nachbildung von Innenräumen der alten Schulfregatte „Niobe“. Längs des Ganges öffnen sich feillich die Türen zu den einzelnen „Gellergats“ und zur „Bottlerei“; man sieht einen Teil des Mannschaftsraumes, die Kombüse des Schiffes, dann Lagarett mit Apotheke, die Kammer des Navigationsoffiziers und einen Teil einer Kabinette. Weiterhin im Keller befindet sich die Kajüte für den Kommandanten eines Torpedobootes und eine sogenannte Schiffskammer eines Torpedobootes mit allen Materialien in je einem Stück; letztere muß man sich aber am Lande befindlich denken. Endlich treffen wir auf die Kabine eines Passagierschiffes, die etwa der zweiten Klasse eines Ueberseedampfers entspricht. Man wird sich vielleicht über die Enge des Kämmerchens wundern, mit der der Reisende eventuell wochenlang vorlieb zu nehmen hat. Aber die beliebten Schilderungen von Bord der Spezial-Amüsterdampfer mit Pianola, lebenden Karpfen, Vibrationsmassage, täglich dreimal frisch gedrucktem Schiffs-Lokal-Anzeiger, Menus zum Totfressen und ähnlichen Scherzen sind geeignet, übertriebene Vorstellungen von der Geräumigkeit der gewöhnlichen Betriebsmittel zu erwecken. Der Zwischendecker, der doch den Tantiemen erst ordentlich auf die Beine hilft, haust bedeutend übereinandergepackter, immerhin nicht miserabler als im Eisenbahn-Schlafwagen.

Wir steigen nun wieder aus der Unterwelt empor und die zweite Freitreppe des Lichthofs hinauf. In Raum V und VI stehen allerhand Bomben und Granaten und andere greuliche Apparate des staatlich konzeptionierten Mordes, der zur See ungeahnte Dimensionen des Kalibers annimmt. Man sieht auch sämtliche Arten von Tag-, Fern-, Nacht- und Rebellensignalapparaten, die in der Marine üblich sind.

Raum VII enthält Modelle von Hilfsmaschinen zum Schiffsbetrieb. So ein schwimmender Riese vermag nämlich mit Menschenkraft seinen verschiedenen Funktionen nicht mehr gerecht zu werden. Wenn z. B. bei schwerer See der Kurs geändert werden soll, so wäre es einfacher Händelkraft gar nicht möglich, das Steueruder gegen den Druck des ganzen ungeheuren Staftens heranzubekommen. Dazu dient also eine besondere Rudermaschine. Oder die Anker. Sie raffen zwar von selber in die Tiefe; aber das Lichten der schweren Eisenmassen unter dem Druck der darüber liegenden Wassersäule wäre ungemein zeitraubend und würde eine starke Mannschaft erfordern. Der Druck des Wassers ist so respektabel, daß man z. B. das Schwergewicht langer Rollen sich lieber am Grunde selbsttätig auflösen läßt, weil man es an der Leine doch nicht wieder hochziehen würde. Also da wäre die besondere Unterlichtmaschine. Da wären ferner Dynamos zur Beleuchtung und Ventilation, Bootwinden, Kran-schwinde, Eismaschinen, Meerwasser-Destillierapparate, ein Teleskopmotor zur genauen Einstellung der Steuermaschine von der Kommandobrücke aus; dann eine Umsteuerungsmaschine, die den schnellen Uebergang der Hauptmaschine von einer Gangart in die andere, von vorwärts auf rückwärts und Stopp oder umgekehrt bewirkt; Pumpen zur Zirkulation des Wassers im Kondensator; Aufpumpen, um das Wasser vom Kondensator nach dem Kessel zu

brücken; Speisepumpen zum Füllen der Kessel; solche zum Lenzen (Abjagen) der Rieselröhre usw.

Die Hauptschiffsmaschinen selber stehen in Raum IX, und zwar von der ersten Raddampfmachine an bis zu den modernen Turbinenanlagen. Die Modelle in 1:10 natürlicher Größe lassen sich elektrisch in Betrieb setzen. Man wende sich deshalb an die Aufsichtsbeamten, die als alte Mariner überhaupt bereitwillig Auskunft erteilen.

In Raum X ist der Holz- und Eisenschiffbau vorgeführt. Man sieht an den Längs-, Querschnitts- und Ganzmodellen die Entstehung von der Kiellegung an bis zum Stapellauf. Auf den Hellingen einer Werft liegen die Rümpfe eines hölzernen Segelschiffes und eines Fischdampfers, der eine für den Querablauf des Schiffes in die schmale Wasserfläche vor der Werft hergerichtet, der andere zum Längsablaufl schräg zur Wasserlinie gerichtet. Daneben steigt ein Taucher zur Untersuchung des Schiffsbodens ins Wasser hinab. Das Schwimmdock wiederum zeigt, wie sich die gefährliche Taucharbeit dadurch erheben läßt, daß man das ganze Schiff aus dem Wasser hebt. Der Schiffsboden bedarf auch ohne Beschädigung beständiger Reparaturen, weil sich während der Fahrt viele Schichten von Schuttieren am Rumpf festsetzen, die vor allem die durch mühsame Erfahrung ausfindig gemachte vorteilhafte Rumpfform beeinträchtigen und damit die Fahrtgeschwindigkeit herabsetzen. Hölzerne Schiffe werden zum Schutz gegen diese Angriffe der Tier- und Pflanzenwelt unter Wasser mit einer Kupferhaut benagelt. Bei eisernen Schiffen ist das leider nicht angängig, weil sich zwischen Eisen, Kupfer und Seewasser ein galvanischer Strom bildet, der das Eisen in kürzester Frist zerstört. Da sich andererseits lange, scharfe und dabei starke, d. h. schnelle und dauerhafte Schiffe nur aus Eisen bauen lassen, so sieht man hier vor einem wichtigen Problem der Technik. Hiermit wäre der Besuch der unteren Etage erledigt. Es empfiehlt sich, um eine Ermüdung zu vermeiden, die Besichtigung für dieses Mal hier abzubrechen.

### Kleines feuilleton.

Mirabeau und Marat im Pantheon. In der gemeinsamen Sitzung der fünf gelehrten Akademien Frankreichs berichtete der Geschichtsforscher Welschinger über das wechselvolle Schicksal, das den Ueberresten dieser beiden Staatsmänner der Revolution beschieden war. Als Mirabeau im April 1791 gestorben war, beschloß die konstituierende Versammlung, dem genialen Redner, der als ungenügender Vertreter der Volksfrage galt, ein nationales Begräbniß in der umgewandelten Kirche der heiligen Genoveva zu bereiten. Ein ungeheurer Zug, in dem die von Marie Joseph Chenier aus diesem Anlaß gedichtete Hymne gesungen wurde, gab ihm dorthin das Geleite. Aber das nächste Jahr brachte die Entdeckung des eisernen Schranke Ludwigs XVI. in den Tuilerien und damit des dokumentarischen Beweises, daß Mirabeau, wie dies Marat schon 1790 behauptet hatte, mit dem Hof in geheimem Einverständnis gestanden und Gelder von ihm empfangen hatte. Eine Million war ihm vom König für das Ende der Session zugesagt, bis dahin eine Monatsrente von 6000 Livres bewilligt und seine 208 000 Livres betragenden Schulden beglichen worden. Die Empörung der Massen war jetzt nicht geringer als einst ihre Bewunderung und Trauer, und am 5. Frimaire des Jahre II (25. November 1793) beantragte derselbe Chenier im Konvent im Namen des Komitees für den öffentlichen Unterricht, die Ueberreste des Mannes, der, „durch die Korruption herabgesunken, in sich selbst die Moralität vom Genie geschieden“ hatte, aus dem Pantheon zu entfernen, „zum heilsamen Schrecken für die Ehrgeizigen und Feilen, deren Gewissen um solchen Preis zu haben ist“. Der Konvent nahm Cheniers Antrag an und fügte als zweiten Artikel hinzu: „An demselben Tag, wo Mirabeaus Leiche aus dem französischen Pantheon entfernt wird, wird die Marats dorthin gebracht.“ Die Ausführung dieses Beschlusses ließ indes ziemlich lange auf sich warten. Erst am 21. September 1794, nachdem die Macht der Jakobiner schon am 9. Thermidor gebrochen war, wurde die Zeremonie in Szene gesetzt. An diesem Tage versammelten sich die Konventsmitglieder, der provisorische Exekutivanschuß und die konstituierten Körperschaften im Garten des Nationalpalastes und zogen, von berittenen Genarmen, Musikkorps, Volksvereinen, Blumenträgern und einer Unmasse Volks geleitet, nach dem Pantheon. Vor dem mit 14 Fahnen geschmückten Triumphwagen Marats schritten Sängere, die die Tugenden des ermordeten Volksmanns besangen. Indes zeigte sich der Wechsel der politischen Situation in manchen Details. Die Konventsmitglieder hatten nicht einmal feierliche Tracht angelegt. Auf dem Pantheonplatz machte der Zug Halt. Der Polizeikommissär begab sich zum Eingangstor, wo ein Vertreter des Konvents das auf Mirabeau bezügliche Anschließungsdekret verlas. Hierauf betrat der Kommissär den Tempel und ließ Mirabeaus Sarg durch eine Seitensforte hinaus schaffen und nach dem nahen Friedhof von Saint-Etienne-du-Mont tragen. Gleichzeitig wurde Marats Sarg ins Pantheon getragen und auf eine Estrade gehoben, vor der feierliche Reden und Gesänge ertönten. Die Zeremonie endete wie sie begonnen, mit einem Werk von Chenier und Cherubini: „An den Ruhm der Märtyrer und Ver-

teidiger der Freiheit“. Drei Tage später begaben sich zwei Zivilkommissäre der Sektion des Pantheons nach dem Friedhof und ließen den Holzarg Mirabeaus öffnen. Die Reste des Toten wurden in einen Holzarg geworfen und in den Depotraum des Friedhofs gebracht. Aber auch Marat sollte nicht lange die gewöhnlich den Toten gewährte Ruhe genießen. Am 17. Pluviöse des Jahres III (5. Februar 1795) gab es in dem wieder von den Reaktionären beherrschten Paris eine Demonstration, bei der eine abscheuliche Gliederpuppe, die Marat darstellen sollte, unter Beschimpfungen herumgetragen und mit Kot beworfen wurde. Hierauf wurde sie verbrannt, die Asche in einem nicht weiter zu bezeichnenden Gefäß gesammelt und unter den Ruf: „Marat, hier ist Dein Pantheon!“ in einen Urkanal gestreut. Eine Grabüre aus dieser Zeit zeigt die „republikanische Jugend“ — so nannte sich die Sippe, die diese würdige Kundgebung veranstaltete — am Werk. Hübsche Bürgerinnen sehen wohlgefällig zu. In demselben Monat wurden die Büsten Marats in den verschiedenen Theatern und an anderen Stellen zertrümmert. In den Hallen schleuderten sie die Fleischer — merkwürdigerweise ist dieses Gewerbe in Frankreich bis heute eine Garde der Reaktion geblieben — zu Boden und beschütteten sie mit Blut. Anderes hatte auch schon der Konvent einen Beschluß gefaßt, der, in der Form zweideutig, doch deutlich die Absicht zeigte, die Ehre Marats rückgängig zu machen. Er erneuerte nämlich einen früheren Beschluß, daß keinem Bürger die Ehren des Pantheons früher als 10 Jahre nach seinem Tode zuteil werden dürften. Am 8. Februar 1795 holte einer der Zivilkommissäre, die Mirabeaus Reste aus dem Pantheon entfernt hatten, Marats Sarg und ließ ihn nächstlicherweile nach dem Friedhof Saint-Geneviere bringen. Nach demselben Friedhof wurde seltsamerweise am 27. März Mirabeaus Sarg übergeführt. Drei Jahre später reklamierte indes Mirabeaus Schwester die Ueberreste ihres Bruders und ließ sie an einem unbekannt gebliebenen Ort beisehen. Die Hebe gegen Marat aber dauerte fort, und sie wird auch noch heute in den Geschichtswerken und Lehrbüchern der Bourgeoisie weiterbetrieben. Erwähnt sei noch, daß der Poet Chenier später vom Kaiser Napoleon die Bezahlung seiner Schulden und eine Pension von 6000 Frank erbittelt hat.

### Wollwirtschaft.

Die Anzahl der im Betrieb befindlichen Baumwollspindeln in allen Baumwollspinnereien der Erde ist im letzten Jahre um mehr als 5,8 Millionen Stück gestiegen. Nach den vom „Prometheus“ wiedergegebenen Berichten des Internationalen Verbandes der Baumwollspinner- und Webervereinigungen waren am 1. März 1909 insgesamt 130 705 927 Baumwollspindeln im Betriebe gegen 125 097 583 Spindeln am gleichen Tage des Jahres 1908. Dazu kommen noch etwa 3 Millionen Spindeln, die in der Aufstellung begriffen sind. Auf die einzelnen Länder verteilen sich die Baumwollspindeln wie folgt:

Land	Anzahl der Spindeln 1. 3. 1908	Anzahl der Spindeln 1. 3. 1909
England . . . . .	51 976 650	53 471 897
Vereinigte Staaten . . . . .	27 000 000	27 846 000
Deutschland . . . . .	9 592 855	9 881 321
Frankreich . . . . .	7 006 423	6 750 000
Rußland . . . . .	6 800 000	7 829 210
Indien . . . . .	5 800 000	5 756 020
Italien . . . . .	8 800 000	4 000 000
Oesterreich . . . . .	8 777 044	4 162 295
Spanien . . . . .	1 800 000	1 853 000
Japan . . . . .	1 540 000	1 695 879
Schweiz . . . . .	1 492 170	1 403 012
Belgien . . . . .	1 155 787	1 200 000
Brasilien . . . . .	1 000 000	2 552 142
Kanada . . . . .	795 000	855 293
Mexiko . . . . .	727 998	in der Angabe für Brasilien enthalten
Schweden . . . . .	420 000	430 000
Holland . . . . .	396 220	417 214
Portugal . . . . .	378 016	450 000
Dänemark . . . . .	76 060	77 644
Norwegen . . . . .	73 360	75 000
	125 097 583	130 705 927

Von den in der Aufstellung begriffenen Spindeln entfallen 1 467 388 auf England, 416 258 auf Deutschland, 79 796 auf Frankreich, 361 284 auf Rußland, 158 378 auf Oesterreich und 184 732 auf Italien. Die Baumwollspinnereien Japans legen 258 452 neue Spindeln an, die Indiens 19 868, die Schwedens 40 792, die Spaniens 3000 und die Portugals etwa 20 000. — Vergleicht man mit diesen Zahlen die Angabe, daß im Jahre 1832 alle Baumwollspinnereien Europas zusammen nur 11,8 Millionen Spindeln besaßen, deren Zahl bis zum Jahre 1880 auf 58,6 Millionen gestiegen war, so erhält man ein Bild von der gewaltigen Entwidlung der Baumwollindustrie, die zurzeit im Jahre etwa 5000 Millionen Kilogramm Baumwolle, den unentbehrlichen und weitans wichtigsten Rohstoff für die Textilindustrie, liefert und allein in Deutschland ungefähr 1 Million Arbeiter, d. h. etwa den achten Teil unserer gesamten Industriearbeiter beschäftigt.